

Predigt über Hesekeil 17,22-24

Morgen kommt der Weihnachtsbaum in unsere Kirche. In vielen Wohnungen gibt es schon einen, mindestens auf dem Balkon. Ein Tannenbaum gehört zum Weihnachtsfest irgendwie dazu. Etwas Natur in unseren zivilisierten Häusern, ein Stück Natur als Bild und Gleichnis für Geschichte, ein Baum, der im Unterschied zu anderen Bäumen im Winter nicht kahl, wie abgestorben, aussieht, sondern unverdrossen grünt – ein Zeichen der Hoffnung in finsternen Zeiten. Der Schmuck des Baums unterstützt das Zeichenhafte, vor allem die Lichter, die daran erinnern, dass die Weihnachtsbotschaft Licht im Dunkel verkündet, Licht für alle im Finstern, im Schatten des Todes, und die Strohsterne erinnern einerseits an den Stall, andererseits an jenen Stern, der die Weisen zum Aufbruch brachte, Licht der Welt, Licht der Völker, die Strahlkraft der Weihnachtsbotschaft für uns Menschen aus der Völkerwelt. Doch irgendwann verdorrt jeder Weihnachtsbaum. Die Trennung von seinen Wurzeln, die Verpflanzung aus dem Wald in unsere Zimmer mit Zimmertemperatur ist ihm nicht bekommen. Und so wird ihm dann der Schmuck wieder genommen, und der Baum selbst landet auf dem Müll oder dient noch als Futter im Zoo. Und das geschieht meist zu der Zeit, da wir jenes Lichtblicks der weisen Sterndeuter gedenken – unsere Platzhalter und Stellvertreter in der Weihnachtsgeschichte des Matthäus.

Es trifft sich gut, dass schon am heutigen vierten Advent ein Baum die Hauptrolle im Predigttext spielt, auch von einer Baumverpflanzung ist die Rede und vom Verdorren eines Baums, kein Tannenbaum freilich, sondern eine Zeder, ein prächtiger und mächtiger Baum im Orient, noch heute Wappen des Libanon, wo freilich kaum noch Zedern stehen, majestätischer als unsere nordischen Tannen und Fichten – eine Zeder kann fünfzig Meter hoch und tausend Jahre alt werden. So wurde die Zeder in der Bibel zum Inbegriff und Symbol königlicher Macht und Pracht. Als David König wurde und Jerusalem eroberte, ließ ihm der König von Tyros Zedernholz für seinen Palastbau liefern als Zeichen der Anerkennung seines Königtums – das war der Höhepunkt, aber auch der Wendepunkt in Davids Leben. Aus dem Messias der kleinen Leute, der Mühseligen und Beladenen wurde rasch ein orientalischer Potentat. Als sein Sohn Salomo zudem einen Tempel bauen ließ, ließ er wieder viel Zedernholz aus dem Libanon kommen, wollte auch dem Ewigen, dem Gott Israels, einen königlichen Palast bauen, was gewiss nicht in dessen Sinne war, strebte eine sichtbare und eindrucksvolle Allianz aus Thron und Altar an. Das konnte nicht gutgehen, ging auch nicht gut. Der Prophet Jeremia hat später einem seiner Nachfolger, dem König Jojakim, vorgehalten: „Meinst du, du seiest König, weil du mit Zedern prangst? Hat dein Vater nicht auch gegessen und getrunken und hielt dennoch Recht und Gerechtigkeit, und es ging ihm gut? Er half den Elenden und Armen zum Recht, und es ging ihm gut. Heißt dies nicht, mich recht erkennen? spricht der Ewige. Aber deine Augen sind auf nichts anderes als auf unrechten Gewinn und darauf, unschuldig Blut zu vergießen, zu freveln und zu unterdrücken.“ Doch es geht in der Bibel nicht nur um Zedernholz als protziges Statussymbol, es geht oft auch um die majestätische Zeder selbst als Symbol und Gleichnis von Macht und Herrschaft, und deren Sturz wird darum oft als das Fällen und Fallen einer Zeder erzählt.

Auch dem Propheten Hesekeil oder Ezechieel wurde von Gott aufgetragen, seinem Volk ein Zederngleichnis vorzutragen und damit ein Rätsel aufzugeben. Und es ist in der Tat eine etwas rätselhafte, eine verwickelte Geschichte geworden. Ein mächtiger Adler hat da einer Zeder den Gipfel genommen und einen ihrer Triebe abgebrochen und eingepflanzt, und zwar in gutes, gut bewässertes Land. Der Setzling wächst auch und gedeiht, wächst aber nicht in die Höhe, wie das doch von einer Zeder zu erwarten wäre, sondern in die Breite, entwickelt sich zu einem Weinstock, dem lange Reben wachsen – hier wird die ohnehin schon etwas strapa-

zierte botanische Bilderwelt des Gleichnisses gesprengt, und das wird sie erstrecht, als dann noch ein zweiter Adler auftaucht, auch groß und mächtig. Der Setzling, ob nun Zeder oder Rebe, fängt nämlich an, diesem anderen Adler entgegenzuwachsen, verspricht sich von ihm noch bessere Bewässerung und damit auch die Möglichkeit, wieder emporzuwachsen. Kann das gutgehen?, fragt der Prophet, wird der erste Adler sich das bieten lassen, wird er nicht Wurzeln und Zweige zerhacken und den Setzling so verdorren lassen?

Der Prophet löst sein seltsames Bilderrätsel glücklicherweise gleich selbst: Die Großmacht, der Adler, Babel hatte Juda besiegt, Jerusalem erobert, den König von Juda und seine Oberen deportiert, aber einen seiner Verwandten, also auch einen Davidsohn, er heißt Zedekia, als von Babel abhängigen König, als Vasallen eingesetzt. Doch der will Babels Joch abschütteln und schielt dabei auf die Hilfe der anderen Großmacht, des anderen Adlers, Ägypten. Das hält der Prophet sowohl programmatisch wie pragmatisch für falsch. Ausgerechnet Ägypten, wo doch jedes Kind weiß, dass Israels ganze Existenz darauf beruht, von seinem Gott aus dem Sklavenhaus Ägyptens befreit worden zu sein. Ein Bündnis mit Ägypten wäre eine Rücknahme der ganzen Israelgeschichte, wäre Selbstabschaffung. Zudem deutet Ezechiel wie schon Jeremia den Sieg Babels als Gericht des Gottes Israels. Dem sollten sich das Volk und sein König nicht zu entziehen versuchen, weil es, was immer die Babylonier selbst denken und wie grausam sie sich verhalten, das Gericht seines gnädigen Gottes ist. Und pragmatisch: der Pharaos denkt doch gar nicht daran, uns zu Hilfe zu kommen. Warum redet der Prophet nicht gleich Klartext, wozu dieses Gleichnis? Das Zedernbild zeigt, dass es sich bei der Empörung des Königs nicht um einen Befreiungskampf handelt, sondern um das Emporstreben eines Königs, der von Gottes Richten nichts wissen und nichts hören will. Und jene seltsame Mutation des Zedernzweigs in einen Rebstock zeigt, dass die Degradierung eine Chance gewesen wäre, statt nach oben ins Horizontale zu streben, wieder zu jenem guten Weinstock und Weinberg des Gottes Israels zu werden und damit die Gnade in seinem Gericht zu ergreifen – eine Chance, die der König verspielt.

Doch dann fügt er eine etwas überraschende Deutung des Gleichnisses durch Gott selbst an, und die ist der heutige Predigttext:

So spricht meine Herr, der Ewige: ich selbst werde von dem hohen Zedernwipfel einen Spross nehmen und ihn einsetzen; vom Haupt seiner Triebe pflücke ich einen zarten und ich selbst will ihn verpflanzen auf einen hohen, erhabenen Berg, auf einen ragenden Berg Israels will ich ihn verpflanzen, dass er Laub trage, Früchte bringe und zu einer herrlichen Zeder werde. Alle Vögel werden unter ihr wohnen, alles Geflügel wird wohnen im Schatten ihrer Zweige. Alle Bäume des Feldes werden erkennen, dass ich, der Ewige, den hohen Baum erniedrige, den niedrigen Baum erhöhe; den saftigen Baum lasse ich vertrocknen und den dürren Baum lasse ich blühen. Ich, der Ewige, rede es und tue es.

Der Gott Israels gibt sein Volk nicht auf, setzt auf dieses Volk, setzt es wieder als Setzling ein, einen zarten Reis, einen Zweig. Das erinnert an das Jesajawort vom Reis aus dem Stamme Isais, aus der Wurzel Jesse, den wir im Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen“ besingen – die Rose war ursprünglich ein Reis –, von dem es heißt: auf ihn werden die Völker hoffen. Und der Gott Israels hat auch nichts gegen große Zedern, aus dem Reis, auf einem hochragenden Berg in Israel gepflanzt, soll eine herrliche Zeder werden, doch die macht nun nicht den Eindruck majestätischer Überheblichkeit, sondern wirkt wie ein Schutzraum mindestens für alle Vögel, und zu denen gehören auch die Adler. Die anderen Bäume, gemeint sind die anderen Völker, werden dann erkennen, dass der Gott Israels nicht nur sprichwörtlich

keine Bäume in den Himmel wachsen lässt, sondern hohe Bäume erniedrigt, niedrige erhöht; dass er aber auch saftige Bäume verdorren lassen kann und verdorrte zum Blühen bringen.

Das ist die hoffnungsvolle Botschaft, das Evangelium, das diese Deutung dem kritischen Zederngleichnis hinzufügt. Die ganze Adventszeit ist eine Erinnerung daran, dass die biblische Botschaft die bestehende Welt nicht nur neu beleuchten und interpretieren, sondern verändern will; eine Erinnerung daran, dass unser Gott revolutionär agiert. Das beginnt am ersten Advent mit der Proklamation Jesu zum Gegenkönig, die freilich dazu führt, dass er von der damaligen Großmacht als König der Juden umgebracht wird. Am zweiten Advent geht es dann um ein Ende der Welt, wie wir sie kennen, das Kommen einer neuen Welt. Am dritten Advent erinnern wir uns der Umkehrforderung Johannes des Täufers – alle Täler sollen erhöht, alle Berge erniedrigt werden, und damit meint er keine Umwälzung der Natur, sondern der Gesellschaft. Und ums Erniedrigen und Erhöhen geht es nun auch am heutigen vierten Advent. Marias Loblied, angelehnt an Hannas Lied zu Beginn der Davidgeschichte, besingt den Sturz der Despoten und die Erhöhung der Erniedrigten, die Speisung der Hungrigen und das leer Wegschicken der Reichen. Viele Jahrhunderte haben die Kirchen gelehrt, dass jede Herrschaft, auch die schrecklichste, jede Obrigkeit von Gott gestützt und legitimiert wird. Inzwischen haben viele Christen eingesehen, dass das falsch war. Der heutige Text aber zeigt, dass auch das glatte Gegenteil nicht richtig ist. Nicht jede Rebellion, nicht alles, was sich als Befreiungsbewegung versteht und ausgibt, ist mit Gott im Bunde, kann sich auf Gott berufen. Es kann sich, wie bei König Zedekia, auch um Versuche handeln, sich dem gnädigen Gericht Gottes zu entziehen. Das gilt gewiss für die islamischen Mörderbanden, die sich auf Gott berufen und ihre Schreckensherrschaft als Befreiung verkaufen wollen, aber hier in der Kirche ist vor allem von der Kirche zu reden. Dass in unserer Gegend christliche Gemeinden eher schrumpfen als wachsen, könnte ja ein Gericht Gottes sein, dem wir uns zu unterziehen haben, statt uns mit allen Mitteln dagegen zu sträuben und zu wehren, vor allem wenn wir dabei uns mit Mächten verbünden, von denen uns das Evangelium befreit hat. Das geschieht in der Theologie, wenn der Gott, der sich in der Bibel als Befreier einen Namen gemacht hat, mit der Macht des Schicksals verwechselt wird; wenn er gar seinem Erzfeind, dem Tod, fast gleichgemacht wird; wenn auf irgendeine Wiederkehr der Religion oder des Religiösen gesetzt wird statt auf die Eigenart des Gottes Israels, auf spirituelle Erlebnisse statt auf Schriftauslegung. Das geschieht aber auch in der kirchlichen Praxis, wenn die Botschaft von der freien Gnade den Gesetzen des Marktes unterworfen wird, den Gesetzen von Angebot und Nachfrage – die Zahl der Gottesdienstteilnehmer ist kein Erweis der Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was verkündet wird. Doch dies Gleichnis ist nicht nur kirchenkritisch, es ist auch verheißungsvoll für Gemeinden, die Durststrecken durchstehen müssen, an geistlicher Dürre leiden: Gott kann auch dürre, verdorrte, vertrocknete Bäume zum Aufblühen bringen.

Der Weihnachtsbaum ab morgen in dieser Kirche, die Weihnachtsbäume in unseren Wohnungen mögen uns an das Gleichnis vom Zedernbaum erinnern. Der Gott Israels hat ein Reis aus dem Stamme Isais hervorgehen lassen, in Israel eingepflanzt, auf den die Völker, jedenfalls viele Menschen aus den Völkern hoffen. Er ist zum großen Baum geworden, unter dem sich allerlei Vögel bergen, Geborgenheit finden, auch wir seltene, seltsame, komische Vögel hier. Und wenn unsere Weihnachtsbäume verdorrt sind und rausgeworfen werden, am 6. Januar, erinnern wir uns jenes Lichts, das den Weisen aus der Völkerwelt aufgegangen ist und das auch uns leuchtet mitten in der Finsternis.

Amen.